

"Gefühl auf ein Gefühl geschichtet" : das Gedicht in der Schule

Autor(en): **Wirthner, Raymund**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **52 (1965)**

Heft 22

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-537887>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Gefühl auf ein Gefühl geschichtet» — Das Gedicht in der Schule

Raymund Wirthner, Appenzell

Irgendwie und irgendwann hat sich jeder Lehrer auch mit dem Gedicht zu befassen. Ob wir nun uhrädchengenaue Methodiker sind oder hin und wieder das Gefühl durchbrennen lassen, das Gedicht sitzt fest im Deutschunterricht.

Nun aber ist das Gedicht nicht jedermanns Sache. Man hat vielleicht im Seminar Schillers *«Glocke»* zu sehr auseinandergenommen und damit zum Verstummen gebracht. Vielleicht hat man von den Reimereien blauer und gelber Heftchen einfach genug, und vielleicht ist einem das Gedicht zu jenem Gebilde geworden, um das herum sich zu viel leeres Papier ansammelt.

Schade! Das Gedicht kann die schönsten Stunden des Schuljahres hervorzaubern, wenn wir es nicht zu Tode reiten. Und das Gedicht strömt eine wunderbare Kraft aus, wenn wir es über unser Herz bringen, zu schweigen und wirken zu lassen. Gedicht hat nämlich nichts mit Ableiern von Vers und Reim zu tun. Ein Gedicht ist viel, unsäglich viel mehr. Dabei ist es vielleicht nötig und angezeigt, einen Blick über den Rand unseres Lesebuches schweifen zu lassen. Es gibt Sammlungen, die einem die Arbeit erleichtern. Eifrige Menschen haben sich bemüht, uns das Suchen zu erleichtern, und es ist lobenswert, wenn man (wie in *«Blaue Segel»*) bis Krolow geht. Es ist darum lobenswert, weil eben viele heute mit:

*«Allemal beim Abendwerden
geh' ich still zum kleinen Haus:
mir das Liebste ist's auf Erden,
schaut aus Palmen rot heraus.»*

mit
«O Kindelein im Wiegelein»

mit
*«Drei Zwerglein läuten den Frühling ein
mit weißen und gelben Glöcklein fein»*

nicht viel anfangen können. Hetzen? Mit nichten. Avantgarde? Ebenso wenig, oder doch, geben wir es zu, ein wenig.

Aber es gilt einfach, sich einmal neu zu orientieren, zu besinnen und Schritte zu wagen, die vielleicht neu, aber dafür dankbar sind.

Zwei bekannte Schweizer Zeitungen haben letzthin, und eine schon einmal etwas früher, einen

Blick in die heutigen Lesebücher geworfen und gefunden, daß a) Schüler höherer Schulen haarsträubende Reimereien eintrichtern müssen und b) die abendrotgefäbte Idylle immer noch den maßgebenden Lesestoff darstellt.

Eine Klage kam aus Basel, die andere aus Zürich. Die Klage ist, zum Teil wenigstens, berechtigt, und darum ist es bestimmt an uns, die Augen zu öffnen und hinauszusehen, Ausschau nach andern *«Zeilen»* zu halten und sich die Mischung zusammenzustellen, die den so oft gepriesenen goldenen Mittelweg darstellen könnte.

Ich habe diesen Schritt in die Moderne, wenn man das Kind so taufen will, mit E. H. Steenken und Richard Gerlach begonnen.

Der Herbst zog wunderbar durch die Wälder, reifte die Äpfel, brachte Nebel und vertrieb die Zugvögel. Wir standen am Schluß einer herbstlichen Themenreihe. Da schrieb ich eines Tages Gerlachs *«Wespen»* an die Wandtafel:

*Gelbschwarz getigert
schwirr Wespen
mit gezücktem Stachel
um morsche Äpfel,
die am Boden platzten.
Vom süßen Duft gelockt
strudeln sie
aus dem Filz der Waben
und streifen knisternd
über mürben Birnen.*

Ich ließ die *«Wespen»* wirken und fügte gleich von Steenken den *«Herbstlichen Beginn»* bei:

*Die blaue Traube
hat die Süße alter
Jahre. Wieder kühlt
dir der Nebel die
heiße Stirn. Es
fällt die Birne, reif,
in deine Hand...*

Aus dem Lesebuch lasen wir anschließend *«Herbst»* von Theodor Storm. Nun hatten wir also drei Gedichte über den Herbst.

Wir verglichen, und noch selten waren meine Schüler so gesprächig. Von dreißig Schülern der fünften, sechsten und siebten Klasse wählten immerhin sechzehn *«Wespen»* als liebstes aus. Die andern Stimmen teilten sich in Steenken und Storm.

Ist es nicht bezeichnend, wenn ein Mädchen Steenken verteidigt und meint: *«Der könnte auch reimen. Er müßte nur anstatt Stirn Stirne*

Förderung des sprachlichen Ausdrucks

Dr. Otto Berger, Bezirkslehrer, Baden

schreiben, und schon hätte er den Reim zu Birne. Aber er will nicht.»

Wir haben das Gedicht dann mit «Stirne» gelesen, und siehe, es störte; Stirne und Birne erdrückten jetzt zuviel. Dafür gefiel uns «Die blaue Traube», und das abgetrennte «reif» wurde als besonders schön empfunden.

Selbst die drei Pünktlein ließen ein Kind für dieses Gedicht stimmen. Warum? Man könne eben noch mehr anfügen und weiter denken. Dann sei dieses Gedicht gleich lang wie die andern. Aber was läßt sich denken? Vielleicht: ...und sie mundet mir... und ich will dankbar sein!

Diese Munterkeit der Schüler, dieses Sichbegeistern für Steenken und Gerlach haben mich bewogen, jede Jahreszeit einmal so Gedichtsstunde zu betreiben. Die größte Überraschung aber war für mich, daß die Schüler unaufgefordert die liebgewonnenen Gedichte auswendig lernten und begeistert vortrugen.

Nun, wo findet man die passenden Gedichte? Steenken trifft man oft in Zeitungen, und ich glaube, daß er sich besonders gut eignet. Er stellt auch eine gute Vorstufe zu Krolow dar. So sehr ich Krolow schätze, für die Kinder meiner Stufe erscheint er mir etwas zu schwer.

Dafür habe ich im Büchlein «Erleuchtete Fensterzeile» von Hans Wertmüller mehrere Gedichtbüchlein gefunden, die sich vorzüglich eignen.

Oder sind etwa nachstehende zwei Gedichte nicht wunderbar und entdeckenswert:

Frühsommer

Blühend

*ruht sich die Schönheit
im Garten aus.*

*Zwei Schmetterlinge
fliegen weiter ins Jahr.*

Und keinerlei Wolken.

November

*Oktober löschte
die bunten Lichter.
Die dürrn Gräser
sind Musik*

*auch ohne Wind.
Rechthaberisch
die starrenden Äste
und Stämme.*

*Unter unsern Schritten
raschelt
ein ganzes Jahr.*

Daß wir solche Dichter unter uns haben, das sollte uns eigentlich glücklich stimmen und den Rat befolgen lassen, jeden Tag ein Gedicht zu lesen und im Herzen Bilder einzutragen, die uns mit manchem Experimentieren versöhnen und uns vielleicht wieder hungrig machen nach Literatur.

An den letzten Reifeprüfungen der Zürcher Kantonsschulen wurde, wie es in einer amtlichen Verlautbarung heißt, «von verschiedenen Experten festgestellt, daß viele Maturanden Mühe haben, sich in der deutschen Sprache korrekt und gewandt auszudrücken. Der Erziehungsrat bringt diese Feststellung der Lehrerschaft zur Kenntnis mit dem Ersuchen, auf allen Stufen die Anstrengungen zur Verbesserung der Verhältnisse zu verstärken.»

Es handelt sich hier um eine der sich regelmäßig wiederholenden Klagen von seiten der Erziehungsbehörden und aus Kreisen der Hochschule über die unbefriedigenden Ergebnisse des höhern muttersprachlichen Unterrichts. Ende 1962 hat sich der Rektor der ETH, Prof. Dr. W. Traupel, vor der Basler Schulsynode über die ungenügende Beherrschung der Muttersprache nicht nur der Studierenden, «sondern der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Gebildeten» ausgesprochen. Wörtlich führte er aus: «Die Schwerfälligkeit, Verschwommenheit, ja die Fehlerhaftigkeit der Ausdrucksweise, wie man sie selbst beim akademisch Gebildeten antrifft, mahnt zum Aufsehen. Von Studenten eingereichte Berichte sind oft so abgefaßt, daß man sich schwer vorstellen kann, wie es möglich war, daß der Betreffende eine gute Schule durchlaufen und doch nicht gelernt hat, seine Muttersprache auch nur korrekt zu handhaben... Das gleiche stellt man selbst bei Doktoranden fest. Der heutige Durchschnittswissenschaftler schreibt einen verwaschenen, unpräzisen Stil, der jede Prägnanz vermissen läßt... Die Schule würde der Wissenschaft einen unschätzbaren Dienst leisten, wenn es ihr gelänge, die Schüler zu einer bessern Beherrschung der Sprache zu führen.»

Diesen Bildungsmangel bezeichnet Rektor Traupel als einen Übelstand, der in der geistigen Situation der Gegenwart begründet liegt. Er ist doppelt zu bedauern, weil in der Sprache das «ganze Leben in seiner unerschöpflichen Mannigfaltigkeit seinen Ausdruck findet». «Klare und prägnante sprachliche Formulierung der Ge-